

Grit Lemke

»Eines der besten Bücher
über den Osten.«

MDR Kultur



KINDER

Suhrkamp

VON HOY

Freiheit, Glück und Terror

suhrkamp taschenbuch 5329

Die Autorin Grit Lemke, die schon mit ihrem für den Grimme-Preis nominierten Film *Gundermann Revier* einen tiefen Blick in das Leben ihrer Heimatstadt Hoyerswerda geworfen hatte, arbeitet die Biografie einer ostdeutschen Generation auf.

Hoyerswerda – einst DDR-Musterstadt, in der morgens die Eltern in Schichtbussen davonrollten und die Kinder in einem großen Kollektiv aufwuchsen – erlangte durch die rassistischen Ausschreitungen 1991 traurige Berühmtheit. In ihrem dokumentarischen Roman verschränkt Grit Lemke die Stimmen der »Kinder von Hoy« zu einer mitreißenden Oral History und verschafft einer Generation zwischen Traum und Trauma Gehör. Sie versammelt Gespräche mit Freundinnen und Freunden und erzählt in der Wir-Form auch von ihrem eigenen Leben als Teil der Kultur- und Kunstszene um Gerhard Gundermann, den »Springsteen des Ostens«. Eine Art proletarische Bohème entwickelt sich, die sich nachts im Kellerclub trifft und tagsüber malocht. Doch nach der Wiedervereinigung folgen Massenentlassungen, und ein latent vorhandener Rassismus gegen in der Stadt lebende Vertragsarbeiter sowie eine schnell erstarkende Rechte führen zu Ausschreitungen. Die Kulturszene bleibt tatenlos, doch auch für sie wird danach nichts mehr sein, wie es war ...

Grit Lemke, geboren in Spremberg, aufgewachsen in Hoyerswerda, arbeitet als Dokumentarfilmregisseurin und Autorin. Ihr Film *Gundermann Revier* wurde 2020 für den Grimme-Preis nominiert. Grit Lemke lebt in Berlin und zeitweise in Hoyerswerda.

Grit Lemke

KINDER VON HOY

Freiheit, Glück und Terror

Suhrkamp

Erste Auflage 2023
suhrkamp taschenbuch 5329
© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2021
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für
Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagfoto: Gilles Peress / Magnum Photos / Agentur Focus
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47329-0

www.suhrkamp.de

KINDER VON HOY

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.

Immanuel Kant, *Kritik der praktischen Vernunft*

Prolog

Nullte Stunde, Montagmorgen, Planetarium. Die haben sie extra für uns erfunden. Es gibt einfach zu viele Kinder in dieser Stadt. Man hat sie eigens für junge Arbeitskräfte errichtet, und wider Erwarten produzieren sie nicht nur *Kohle, Gas und Energie, Schwarze Pumpe* liefert sie im Akkord. Mit gleichem Fleiß machen sie Hoyerswerda zur kinderreichsten Stadt des Landes. So viele Schulen sie auch bauen – immer, wenn sie die nächste feierlich eröffnen, wird sie schon wieder zu klein sein. Die Zahl der Kinder steigt schneller, als sich die Kräne drehen. Ein ewiges Hase-und-Igel-Spiel. Da hilft nur List.

Für uns Kinder haben sie zuerst den Schichtunterricht erfunden. Kein Problem für Kinder von Bergarbeitern, leben doch auch wir im Rhythmus von Früh-, Spät- und Nachtschicht, die sich zur *rollenden Woche* vereinen. Schon bald gehen wir als Früh- oder Spätschicht zur Schule. So kehrt nur für wenige Stunden Ruhe in den Klassenräumen und auf den langen Schulfluren ein.

Selbst das aber scheint undenkbar an einem Ort, wo auch die Kohlebänder ohne Unterlass rollen. Und so hat man der Nacht noch ein Stück genommen und es an die Frühschicht rangepappt, die nun noch früher beginnt: nullte Stunde. *Um sieme* gilt hier als Ausschlafen, bringen doch die Schichtbusse der *ersten Welle* kurz vor fünf schon Arbeiter ins Gaskombinat, nach *Pumpe*.

Deshalb stehen wir jeden Montagmorgen müde im Planetarium. Gleich wird das Licht gnädig verlöschen, und Herr Scholze

im blauen Kittel wird den knarrenden Mechanismus der Sternwarte in Bewegung setzen. Zuvor aber gilt es, den Tag mit einem Lied zu beginnen.

Weil wir in einer Stadt leben, wo man alles effektiviert, singen wir jeden Morgen dasselbe: *Freude schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium, wir betreten feuertrunken, Himmlische, dein Heiligtum*. Unser Heiligtum, das Planetarium, wurde für uns Kinder errichtet – im sechsten *Wohnkomplex*. Jeder hier sagt dazu nur *Weka sechs* oder schreibt »WK VI«. Als würden die römischen Zahlen dem, was woanders »Stadtviertel« hieße, mehr Gewicht verleihen.

Zahlen sind hier wichtig, denn auf WK VI folgen schon bald Nummer VII und VIII. Erst bei X wird das stetige Wachstum der Stadt wider Erwarten ein jähes Ende finden. Aber das ahnen wir noch nicht, und es wäre uns auch egal an diesem Montagmorgen. Wir wollen uns nur setzen dürfen, zur *Stunde der toten Augen*. Denn dann öffnet sich der bestirnte Himmel über uns.

Die Sternwarte ist in den Sechzigern errichtet worden – für uns, die Kinder der neuen Stadt. Auf Bildern sieht man, wie die ersten Bewohner mit Fleiß und nach Feierabend bei der Sache sind. 680 Einwohner der Stadt errichten sie in 24 000 Stunden, wird später in der Zeitung stehen. Die Frauen tragen Kopftuch. Die Kinder Baumwolltrainingshosen, deren Bund knapp über der Brust sitzt, weil man den stets ausgeleierte Gummi vorn raus- und über den Kopf ziehen muss (*so passt'se gut, nur untern Achseln drückt'se bissl*). Man sieht, wie sie Ziegel weiterreichen von Hand zu Hand und Mörtelimer auf das Gerüst schleppen. In karierten Hemden die Männer, verwegene Hüte auf den Köpfen. Wie sie die Kellen schwingen, wie das runde Gebäude Stück für Stück wächst. Ungeheuerlich in unserer sonst so quadratischen Stadt, die doch als erste der Welt aus vorgefertigten

Elementen montiert wird («Wo ein Bauhaus ist, da lass dich ruhig nieder. Böse Menschen haben keine Quadrate«, werden wir viel später dichten). Ganz altmodisch, Stein für Stein von Hand gemauert, wuchs das Haus, das uns doch einmal in die Zukunft katapultieren sollte.

Auf der Suche nach Zukunft waren auch die, die in den Fünfzigern hierherkamen, um das neue Hoyerswerda zu bauen. Maurer und Zimmerleute, auch ungelernte Bauhelfer. Die einfach auf der Suche waren nach einer Arbeit und einem Dach überm Kopf. Viele von ihnen hatte man woanders rausgeschmissen, oder sie kamen aus dem Knast. Glücksucher und Goldgräber. Heimatlose, für die es sonst auf der Welt keinen Platz gab. Man hatte sie gerufen, um hier – mitten in der Kiefernheide – ein riesiges neues Werk und eine Stadt für die Arbeiter zu bauen. Eine »sozialistische Wohnstadt« sollte es werden.

Als die Erbauer ankamen, war Hoyerswerda noch eine verschlafene Kleinstadt inmitten sorbischer Dörfer. An ihrem Rand hatten sie eilig ein paar Baracken zusammengezimmert. Dort hausten sie zu mehreren in kleinen Räumen mit Doppelstockbetten, im ewigen Gedudel der Radios und im Lärm vom Gang durch die dünnen Bretterwände.

Von jetzt ab zählte alles in großen Einheiten: »1000-Mann-Lager« hieß ihre erste Unterkunft. Auch die war bald zu klein, und mitten im Wald entstand die nächste, »Wohnlager I«. Deren Name bald schon geändert wurde in: »Wohnstadt Frohe Zukunft«. Anfangs nicht mehr als ein Versprechen. Mit ihm beginnt unsere Geschichte.

Denn nichts weniger als eine frohe Zukunft verhieß das neu erbaute Gaskombinat »Schwarze Pumpe«, das alle schon bald nur *Pumpe* nannten. Arbeit sollte es hier geben und Wohnungen dazu. Den Bauarbeitern folgten jene Scharen junger Leute

von überall aus dem ganzen kleinen Land, und sie schickten sich an, »Berg- und Energiearbeiter« zu werden. Massen ungelerner Arbeitskräfte, die generalstabsmäßig ausgebildet wurden zu Maschinisten, die man schon bald nur *Maschis* nannte. Sie würden hier Familien gründen oder ihre Kinder – die sie in ihren Dörfern zurückgelassen hatten – in die neue Stadt holen.

»31. August 1955« steht nun auf einem verwitterten Schild, das an die Grundsteinlegung der neuen Stadt erinnert. Dabei entstanden die ersten Häuser der neuen Stadt am Rand der alten, wie zur Probe. Die eigentliche Neustadt aber begann mit dem Bau von WK I – auf der anderen Seite des träge fließenden Flüsschens namens Schwarze Elster, das Hoyerswerda einst begrenzt hatte. Und das fortan Alt- und Neustadt nicht verbinden, sondern auf ewig trennen würde. Auf der einen Seite die Alteingesessenen, die seit Generationen in Hoyerswerda wohnten und oft kleine Handwerksbetriebe geführt hatten. Nie würden diese Alteingesessenen die Neustadt betreten. Auf der anderen Seite des Flüsschens: die Horden der Neuankömmlinge, die die Altstadt gern besuchen, aber nie als etwas Eigenes empfinden würden.

Die neue Stadt sollte schön werden, und so glich anfangs kein Gebäude in ihr dem anderen. Schmiedeeiserne Gitter zierten die Fensterbrüstungen der ersten Häuser, Sgraffitos oder Mosaike die Portale und Fassaden. Sie zeigten Blätter, Blumen und Ornamente, Vögel und Fische in filigranen Posen. Aber so schön die Häuser auch waren, dienten sie zu Beginn doch schnöde als Wohnheime. Denn das Kombinat wuchs schneller als die Stadt, und es brauchte Arbeitskräfte. Die teilten sich die ersten Wohnungen und warteten auf eigene. *Zwischenbelegung* hießen deshalb die ersten Häuser – ein Wort, das sich unauslöschlich

und über Generationen ins Gedächtnis der Stadt einschreiben würde. Es bezeichnete nicht nur ein Ausweichquartier und eine Übergangslösung, sondern würde auf ewig mit dem Odem des Abenteuers verbunden sein. Der Sound der *Zwischenbelegung* – wie wir Nachgeborenen ihn uns vorstellten – war das Grölen der Besoffenen, wenn sie die Treppe vom Eingang des Bahnhofseck herabstolperten. *Sieben Stufen* würde die Kneipe noch Jahrzehnte später bei uns heißen. Und bis in unsere Kindheit würden die Erzählungen und Legenden aus der Zeit der *Zwischenbelegung* schwappen.

WK um WK war die neue Stadt gewachsen, von WK I bis WK X. Die ersten Erbauer, die wilden Habenichtse und Halsabschneider, waren irgendwann weitergezogen. Die, die gekommen waren, um in *Pumpe* zu arbeiten, waren geblieben: unsere Eltern. Sie wollten ihren Kindern alles geben. Die Wärme, die sie im Kraftwerk erzeugten. Die afrikanische Savanne, die sie in engen Tierparkgehegen in die Stadt holten. Und das Universum. Ihre Kinder sollten die Sterne sehen. Sie sollten nicht eines Tages *erste, zweete, dritte Welle* nach *Pumpe* fahren, sondern vom sowjetischen Sternenstädtchen Baikonur aus geradewegs zum Mond. Alles schien möglich zu sein: Strom aus Kohle machen, eine Stadt aus dem Heideboden stampfen und die Sterne in die Stadt holen.

Das Planetarium hatten sie direkt neben eine Schule gebaut. Wir, ihre Kinder, sollten nicht einfach lesen und schreiben lernen, addieren und subtrahieren, nicht nur wissen, wie Pantoffeltierchen sich vermehren, wie Wolken entstehen oder wie man auf Russisch *Nina Nina tam kartina* buchstabiert. Wir sollten die Mendel'schen Gesetze erkunden und lernen, warum ebenso gesetzmäßig der Sozialismus siegt. Und das Univer-

sum sollte vor Ort sein, stets griffbereit, uns zu Diensten: *nullte Stunde*.

Damit wir das nie vergessen, hatten sie die Straßen im Umkreis des Planetariums nach den Eroberern des Alls benannt: Ziolkowski, Lilienthal, Gagarin. Jeder Versuch allerdings, dem Volksmund die Bezeichnung »Kosmonautenviertel« statt WK VI aufzudrücken, war zum Scheitern verurteilt. Ebenso wie niemand die Namen »Musikerviertel« oder »Ärzteviertel« benutzte – vielleicht, weil das Viertel, in dem alle Straßen nach erschossenen Grenzsoldaten benannt waren, ja auch einfach »WK VIII« hieß.

Die Welt, in der wir an diesem Montagmorgen »Freude schöner Götterfunken« singen, ist schlüssig in Komplexe geordnet. In der Mitte von jedem Wohnkomplex befindet sich der *Nahversorgungskomplex*, mit Kaufhalle, Gaststätte und Dienstleistungen. Im WK VI gehört zur *Nahversorgung* der Intershop – direkt neben dem Planetarium; ein komplexer Blick in unsere Zukunft, die uns einerseits ins All führen soll, andererseits in den Kommunismus – wenn alle alles haben, wie es schon bald der Fall sein wird.

Vorerst brauchen wir noch *Westgeld*, um eine Runde durch den *Shop* zu drehen, in dem es gut riecht und alles immer gibt. Wenn wir uns mit Tintenkillern und Wrigley's Spearmint eingedeckt haben, befinden wir uns wieder in der Gegenwart und in Hoy. Die Tereschkowastraße ist noch da, so wie die Kaufhalle *Waren täglicher Bedarf* und die *Komplexannahmestelle* des VEB Schwanenweiß, wo die Wäsche des gesamten WK vom Volkseigenen Betrieb dreckig in Empfang genommen und eine Woche später *schwanenweiß* und in eckige Pakete verschnürt wieder ausgeteilt wird. Die Wohngebietsgaststätte Libelle sieht

haargenau so aus wie alle anderen ihrer Art. In die Weinstube Csárdás führen die Kumpel am Wochenende ihre frisch ondu-lierten Frauen und spendieren eine Flasche Lindenblättrigen oder gar, falls vorhanden, Rosenthaler Kadarka. Die Sonnenuhr auf dem Platz davor, gefertigt von der »KPG Neue Form«, ist noch da, so wie die Springbrunnen und die Wand mit den Kera-miktellern. Auf denen sind die gleichen Sternzeichen abgebildet wie am sich dahinter befindlichen Planetarium – obwohl wir an Sternzeichen natürlich nicht glauben.

Wir glauben daran, dass die Schichtbusse weiter nach *Pumpe* und zurück in die Stadt rollen. In einem ewigen Kreislauf, wie die Gestirne. *Erste, zweete, dritte Welle*. Mit etwas Glück werden wir eines Tages nicht darin sitzen.

I

Michel in den weißen Bergen

Kittelschürze. Mütter und Väter

Pfeffi Die ham uns alle beneidet, meinen Bruder und mich:
Wo zieht ihr hin? Nach Hoyerswerda? Oooh, da möchten' ma
ooch hin. Da gibt's ja nich' ma Schornsteine auf den Häusern!

Anfang der Siebziger stehen wir Kinder das erste Mal vor den neuen Häusern, die unsere Eltern bereits bezogen haben. An den Eingangstüren glänzen Klingelschilder voller Namen. Unzählige sind es bei den Hochhäusern, scheint uns. Wie Besucher stehen wir davor. Alles hier ist neu. Da, wo wir herkommen, sind neue Sachen – so wie die *gute Stube*, die nur sonntags und nie im Alltag benutzt wird – *für inne Stadt, für gut*. Deshalb hat man uns *angescheuselt*. Mit unseren *guten Sachen* stehen wir vor den Häusern, die schon bald nicht mehr *für gut* sein werden.

Denn es wird sich herausstellen, dass man in Hoy genauso ausgeleierte *Trenningshosen* trägt wie auf unserem Dorf in der *Heede*. Der *gute* Mantel, das *orntliche Hemde* und die weißen Strumpfhosen sind die Uniform, die die Hoyerswerdschen am Sonntagnachmittag anlegen, wenn sie in Familienformation – sehen und gesehen werden! – *eene Runde* durchs WK drehen. Und auch hier geht man *inne Stadt*, wie wir schon bald wissen werden.

Inne Stadt wird für uns immer die Altstadt von Hoy – wie Hoyerswerda irgendwann von allen genannt wird – meinen. Nie aber unsere Neubauten auf der anderen Seite des Flusses, in denen wir nun staunend ein ums andere Mal den Wasserhahn aufdrehen und die Klospülung ziehen. Bis wir uns daran gewöhnt

haben, dass wir *off Klo* nicht mehr über den Hof müssen und dass warmes Wasser aus der Wand kommt. Das Messing der Klingelschilder ist bald schon stumpf, und ihre Oberfläche zerkratzt.

Die neue Stadt ist also nicht mehr *für gut*, und *inne Stadt* geht man in die Altstadt. Sie hat enge Gassen und Kopfsteinpflaster. In kleinen Bäcker- und Fleischerläden stehen Verkäuferinnen hinter hohen Tresen. Auf ihren toupierten Ponys thronen weiße Spitzenborten. Jede Ware holen sie einzeln aus dem Regal hinter sich – so, wie wir es vom Konsum auf unseren Heimatdörfern kennen.

In der Neustadt geht man in die *Koofhalle* – ein neues Wort! In jedem WK gibt es eine. Die Waren werden nicht mehr einzeln von einer Frau Drogan über die Theke gereicht. Nein, man spaziert entlang von Regalen voller Dinge, nach denen man nur zu greifen braucht! So sieht sie also aus, die neue Zeit.

Die Neustadt füllt sich erst nach und nach mit Kindern. Anfangs haben unsere Eltern uns in den Dörfern oder kleinen Orten zurückgelassen, aus deren Enge sie aufgebrochen waren. Nun laufen sie aber trotzdem täglich an spielenden Kindern vorbei, denn im gleichen Tempo wie die WKs gebaut werden, entstehen in der Neustadt Kunstwerke. Stetig werden es mehr Skulpturen, Reliefs und Wandbilder, und oft tanzen darauf Kinder im Reigen oder sitzen auf dem Schoß ihrer Mutter. Sie sind wie die Raketen, aus denen Kosmonauten winken, auf den Mosaiken: ein Versprechen.

Röhli Ich war bei meinen Großeltern. Das war zu der Zeit normal. Wo ich drei Jahre alt war, ham meine Eltern die erste Wohnung in Hoyerswerda gekriegt. Das war auch nich ideal,

weil, dann kam ich inne Wochenkrippe und war nur am Wochenende zu Hause.

Yvonne Die Woche über war ich bei meiner Oma. Das war die »Mama«, und meine Mutter war die »Anna«. Ich kann mich sogar noch erinnern, als ich drei Jahre war und von dort weg musste. Dass ich geheult hab. Weg von meiner Mama, zur Anna!

Hausi Meine Oma war die »Mama«. Meine Mutter war die »Mutti«. Aber die war halt viel unterwegs und arbeiten – dann war ich bei der Frau Kuhlee unter uns. Und dadurch, dass deren Kinder immer »Mami« gesagt haben, war das irgendwann für mich und meine Schwester die Mami – und das war’s bis zum Schluss. Also ich hatte drei Mütter: Mami, Mama und Mutti.

Irgendwann holen unsere Eltern uns alle nach. Und sobald wir angekommen sind, lernen wir: Hier gilt ein allumfassendes, gemeinsames Sorgerecht. Das Hochhaus ist jetzt unser Dorf. Zehn Stockwerke, drei Eingänge, davor ein Trafohäuschen mit Spielplatz und Äonen von Wäschestangen. Die Reihen der Wäscheleinen sind seit Generationen und auf ewig eingeteilt. Hunderte Augenpaare wachen darüber Tag und Nacht aus den Fenstern. In einer Stadt voller Schichtarbeiter ist immer jemand *heeme*.

Röhli Die Wäschestangen ... Was’d aus denen alles gemacht hast! Es gab natürlich ewigen Streit, weil: Keener konnte dort seine Wäsche aufhängen! Die Wohngebiete waren ja voll mit Kindern. Es klingelte immer jemand: »Kommste runter?«

Yvonne Alle sind da gemeinsam hingezogen. Die Kinder waren alle ungefähr im gleichen Alter. Und auch im Haus – jeder kannte jeden. Ich hab in jeder Badewanne mal gebadet.